

- Jahn-Sudmann, Andreas; Markus Stauff (2010): Tagungsbesprechung Contemporary Serial Culture: Quality TV Series in a New Media Environment. *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Februar 2010, <http://www.zfmedienwissenschaft.de/FTID=33>
- Kelteker, Frank (Hrsg.) (2012): Populäre Serialität. Narration – Evolution – Distinktion. Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert. Bielefeld: Transcript.

Sven Engesser

Die Qualität des partizipativen Journalismus im Web

Bausteine für ein integratives theoretisches Konzept und eine explanatory empirische Analyse

Wiesbaden: Springer VS, 2013. – 379 S.

ISBN 978-3-658-00583-2

Gibt es einen Journalismus jenseits von Profession und Redaktion? Ist die Bezeichnung „partizipativer Journalismus“ gerechtfertigt oder eine Anmaßung von Amateurschreibern, die ihrem Tun höhere Weihen verleihen wollen? Der Streit über Existenz und Qualität eines „partizipativen Journalismus“ dauert wohl so lange, wie das Internet ein Medium von öffentlicher Relevanz ist. Sven Engesser bilanziert in seiner Dissertation den „partizipativen Journalismus“ und setzt sich dafür vier Ziele: Er will ihn definieren, die Plattformen bestimmen, auf denen er auftaucht, seine journalistische Qualität messen und deren Zustandekommen erklären.

Nicht nur die Vielzahl der Bezeichnungen mit unterschiedlichen Bedeutungsnuancen macht es schwer, den neuen Journalismus auf den Begriff zu bringen. Verschärfend kommt hinzu, dass auch allgemeine Definitionen des Journalismus an dieser Stelle wenig weiterhelfen. Im Kontext der traditionellen Massenmedien konnte man sich noch damit begnügen, Journalisten über ihre Tätigkeit für Redaktionen bestimmter Medientypen und über Berufsrollen zu identifizieren. Über solche strukturellen Oberflächenmerkmale war man sich weitgehend einig, weshalb kein großer Begründungsaufwand betrieben werden musste. Dieses Vorgehen reicht im Fall des „partizipativen Journalismus“ nicht mehr aus, weil sich genau diese Merkmale ändern. Statt über Akteure und Organisationen will Engesser den Journalismus deshalb über seine gesellschaftliche Aufgabe und davon abgeleitete Qualitätskriterien bestimmen. Hier abstrakter anzusetzen, ist sicher der richtige Weg: Strukturen können sich än-

dern, die Identität bleibt aber gewahrt, wenn die neuen Strukturen funktional äquivalent sind – wenn also auch unter anderen Voraussetzungen geleistet wird, was vom Journalismus erwartet wird. Dadurch gewinnt der Journalismusbegriff an Elastizität. Bis zu diesem Punkt überzeugt Engessers Argumentation.

Dann schlägt er allerdings eine graduelle Definition vor: Kriterium soll die Annäherung an das „Ideal des Journalismus“ (49) sein. Das aber heißt, den qualitativ schlechten Journalismus zum „Weniger“ Journalismus zu erklären – und jede Kommunikation ist dann wohl zumindest ein bisschen Journalismus. Besser ist es, weiterhin bei zwei Schritten zu bleiben: erst zu definieren und zu bestimmen, was als „Journalismus“ gelten soll, und erst dann nach seiner Qualität zu fragen. Bezeichnen heißt, Unterscheidungen zu treffen, also ein- und auszuschließen. Außerdem würde ohne Zweitschritt ein forschungspraktisches Problem entstehen, weil die empirische Untersuchung der Qualität des Journalismus voraussetzt, dass man schon „journalistische“ Angebote als Gegenstand ausgewählt hat, bevor man deren Qualität misst.

Engesser berührt hier einen neuralgischen Punkt der Journalismusforschung. Es bieten sich m. E. zwei Auswege an, die sich auch koppeln lassen: Man stellt wissenschaftlich begründete Mindestanforderungen, die über die Zuordnung von Angeboten zum Journalismus entscheiden. Das können etwa die Grothschen Merkmale Aktualität, Universalität, Publizität und Periodizität sein. Oder man orientiert sich als wissenschaftlicher Beobachter zweiter Ordnung daran, wie Beobachter erster Ordnung „Journalismus“ definieren und was sie dafür halten: An welche Angebote wird durch den metakommunikativen Gebrauch des Etiketts „journalistisch“ die Erwartung adressiert, dass journalistische Leistungen erbracht werden? So geht letztlich auch Engesser vor, wenn er den „partizipativen Journalismus“ nahe an den kursierenden Definitionen bestimmt (50) und wenn er die Angebote für seine Qualitätsstudie auswählt: Hier verwendet er verfügbare Datenbanken und Listen, in denen partizipativ-journalistische Angebote gesammelt wurden (236f.); er überlässt es also anderen, die Auswahl nach ihrem Verständnis zu treffen. Die Frage, ob sich die untersuchten Anbieter selbst als „journalistisch“ bezeichnen, hat Engesser weder in der Befragung noch in der Inhaltsanalyse erfassst; dies wäre eine aufschlussreiche Zusatzprüfung gewesen. Definitionen und Qualitätsmaßstäbe sind ja stets beobachterrelative

Kategorien, die zwischen den Beobachtern nur mehr oder weniger übereinstimmen.

Sieht man von diesen definitorischen Fallstricken ab (die nur wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung hier so ausführlich behandelt wurden), hat Engesser eine wichtige empirische Studie vorgelegt, die durch ihre Breite (112 deutsch- und englischsprachige Webangebote, 30 Qualitätskriterien), durch den kombinierten Einsatz von Befragung und Inhaltsanalyse sowie der Sorgfalt bei der Herleitung von Qualitätskriterien, der Auswertung und beim Vergleich der Befunde mit anderen Studien ein großer Gewinn ist. Mit Hilfe einer Clusteranalyse konnte er drei Typen von partizipativ-journalistischen Websites ermitteln: kommerzielle Spielwiesen, lokale Medienspiegel und exklusive Themenseiten. Die Angebote schneiden gut ab bei den Kriterien Argumentativität, Authentizität, Rechtmäßigkeit und Richtigkeit; Schwächen besitzen sie u. a. bei den Kriterien Gleichheit, Objektivität, Publizität, Relevanz und Transparenz. Den partizipativen Journalismus kennzeichnen der Bezug auf sich selbst und die direkte Lebenswelt, ein Hang zum Positivismus und zur Sympathiewerbung sowie eine Ver nachlässigung der Trennung von Nachricht und Meinung. Einen positiven Einfluss auf die Gesamtqualität hat besonders die Zahl der Wettbewerber, während sich die Existenz eines Muttermediums eher negativ auswirkt.

Christoph Neuberger

Uwe Krüger

Meinungsmacht

Der Einfluss von Eliten auf Leitmedien und Alpha-Journalisten – eine kritische Netzwerkanalyse

Köln: Halem, 2013. – 375 Seiten

(Reihe des Instituts für Praktische Journalismus- und Kommunikationsforschung [IPJ]; 9)

ISBN 978-3-86962-070-1

(Zugl.: Leipzig, Univ., Diss., 2011)

In *Meinungsmacht* untersucht Uwe Krüger das Zusammenspiel von journalistischen, politischen und wirtschaftlichen Eliten vor dem Hintergrund eines Diskurses über die Grundausrichtung der deutschen Sicherheitspolitik. Forschungsleitend ist die Frage, welcher Zusammenhang zwischen einer Elitenorientierung deutscher Leitmedien einerseits und ihrer Berichterstattung über das Themenfeld „Sicherheit, Verteidigung und Auslandseinsätze der

Bundeswehr“ (S. 29) konstatieren werden kann. Der Autor selbst verortet seine Arbeit als „Mittelweg“ zwischen einer liberal-pluralistischen und einer marxistischen Tradition. Sie soll mit einer „kritischen Grundhaltung“ das Netzwerk führender Journalisten zu Politik- und Wirtschaftseliten aufarbeiten und dabei die Frage beantworten, wie sich die Medien dieser Journalisten durch eine inhaltliche Elitenorientierung auszeichnen (S. 28). Beeinflusst also die Meinung der Eliten die Auswahl der Nachrichten und die Stoßrichtung der Kommentare?

Für seine empirische Untersuchung kombinierte der Autor die Soziale Netzwerkanalyse mit einer Inhaltsanalyse. Die für die Netzwerkanalyse notwendige Identifikation von Journalistennetzwerken und die damit zu beschreibenden personellen und institutionellen Kontakte zu gesellschaftlichen Eliten bildeten eine wichtige Basis, für die Krüger zunächst eine umfangreiche Dokumentenanalyse und Recherche durchgeführt hat. Für die Erfassung der Grundgesamtheit wählte er die Positionseliten deutscher Leitmedien aus. Letztere selektierte er auf Basis zweier Journalistenbefragungen (u. a. JourID 2005). Insgesamt 219 Führungspositionen, die von den Herausgebern bis zu den Leitungen der Berliner Büros reichten, flossen in die Analyse ein (S. 111). In 82 Organisationen verfügten insgesamt 64 der journalistischen Positionen über ein Kontaktspotenzial mit politischen und wirtschaftlichen Eliten (Kap. 5). Vier außenpolitisch tonangebende Journalisten (K.-D. Frankenberger, J. Joffe, S. Kornelius, M. Stürmer), die innerhalb dieses Netzwerks auch allgemein zu den am stärksten eingebundenen Akteuren zählen, fielen durch sich mehrfach überlappende Kontakte bzw. Organisationsbeziehungen (z. B. Münchener Sicherheitskonferenz) auf.

Inwiefern die auf diese Weise aufgedeckte Nähe zum „transatlantischen Elitenmilieu“ (S. 151) auch inhaltlichen Niederschlag findet, analysiert Krüger anhand der Kommentare und Leitartikel der genannten vier Journalisten in den Jahren 2002–2010 zur deutschen oder europäischen Außen- und Sicherheitspolitik (Kap. 6). Die Analyse, die mit umfangreichen Zitationen aus den Beiträgen einhergeht, wird ergänzt um eine spezifischere Inhaltsanalyse der Berichterstattung zur Münchener Sicherheitskonferenz (Kap. 7). In dieser Teilstudie wird die Berichterstattung von SZ, FAZ, Welt, bei denen drei der vier oben genannten Journalisten mit Elite-Bezug arbeiten, mit der Berichterstattung von FR und TAZ in den Jahren 2007 bis 2010 verglichen.